

Heimatstimme

DAS HEIMATBLATT DER DEUTSCHEN AUS LITAUEN

Nummer 7

Salzgitter-Lebenstedt, Juli 1970

21. Jahrgang

Auf Kurs

„Darum sollen wir achthaben auf das Wort, das wir hören, damit wir nicht am Ziel vorbeitreiben.“

Brief an die Hebräer 2, 1

Eines muß gleich eingangs deutlich gemacht werden: die Empfänger des Hebräerbriefes sind Christen. Und so gehören auch wir zu denen, die ihn lesen, die den ihm entnommenen Monatsspruch besonders beherzigen sollten.

Der Hebräerbrief „treibt in ganz hervorragender Weise Christum, den Kernpunkt des gesamten Wortes und Mittelpunkt unseres allerheiligsten Glaubens“.

Wir sollten dieses Wort nicht unterschätzen. Prof. D. Karl Heim hat vor langer Zeit folgendes über Gottes Wort, die Bibel, ausgesagt:

„Der Kupferdraht, der an hohen Trägern über Berg und Tal geleitet wird, sieht nicht anders aus wie jeder andere starke Draht. Und doch trägt er Riesenkraft in sich. Er schlägt den stärksten Mann zu Boden, der ihn berührt. Er kann ein ganzes Land mit Kraft und Licht versorgen, denn er kommt von einem fernen Wasserfall her und hat die Kraft der stürzenden Wassermassen in sich aufgenommen. So sieht das unscheinbare Wort der Bibel genau aus wie andere Menschenworte, die Menschen zu Menschen gebrauchen. Und doch trägt es eine Macht in sich, die den stärksten Menschen zu Boden werfen kann, weil es die Kraft in sich aufgenommen hat, die von den fernen rauschenden Wassern der Ewigkeit herkommt.“

Und so kann uns der Monatsspruch behilflich sein, die Erkenntnis zu vertiefen und vor Irrtum zu bewahren. Auch vor der Meinung, die man immer wieder bei kirchlichen Bestattungen zu hören bekommt. Es geht um den landläufigen Gedankengang, daß jeder Verstorbene selig wird. Man kann das auch so sagen: durch den Tod kommt man in den Himmel, denn über die Abgeschiedenen soll man nur Gutes reden.

Nun — wir sind keine Richter. Und es gilt ja, was im 8. Gebot angeraten wird: „... sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.“ Aber nicht weniger falsch ist trotzdem die Auffassung: „Ich bin lutherisch ledig und geh zu keiner Predigt; ich geh zu keinem Amt und bin doch nicht verdammt.“

Der Monatsspruch warnt uns vor solchem Leichtsinne, denn die Verdammnis ist nicht ausgeschlossen, wenn die Worte

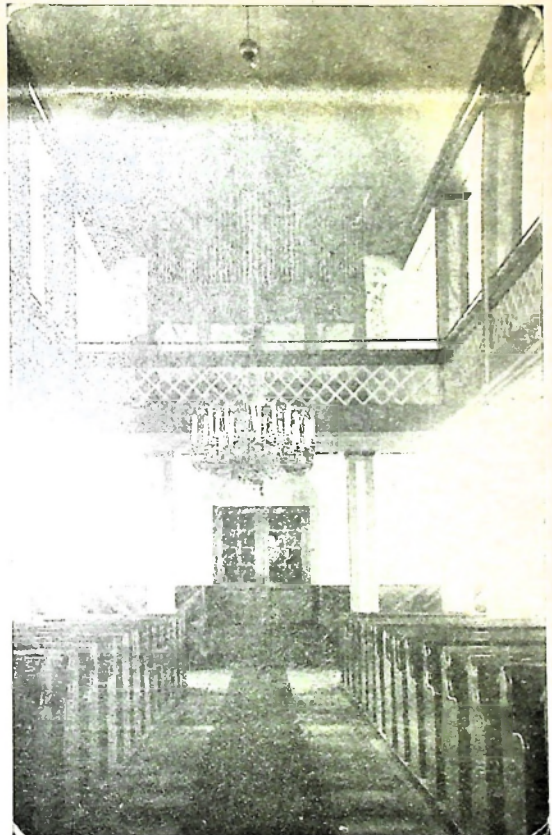
ernst genommen sein sollen: „Damit wir nicht am Ziel vorbeitreiben.“

Das Ziel aber ist unser Heil, unsere Rettung, das ewige Leben. Doch sollte nicht vergessen werden, daß Jesus für die Erreichung dieses Zieles nur ein Mittel kennt, den lebendigen Glauben. Im Johannesevangelium (3, 16—18) ist diesbezüglich vermerkt: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf das alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn gerettet werde. Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, denn er glaubt nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes.“

Und der eingeborene Sohn Gottes ist ja das sichtbar gewordene Wort. Von ihm heißt es im Matthäusevangelium 5, 17: „... den sollt ihr hören!“

Wer könnte übersehen, daß die christliche Gemeinde in der gegenwärtigen Zeit — bis in das Missionsverständnis hinein — dabei ist, am Ziel vorbeizutreiben. Wer den Heiland aus den Augen verliert, rennt ins Verderben.



*Die Orgelpartie
in der deutschen
evangelisch-
lutherischen Kirche
in Wirballen
in einer Aufnahme
aus dem Jahre 1940.*

Unser Dornenweg

Am Silbersee, unter blühenden Bäumen
Wollten zu früh vom Frieden wir
träumen!

Das Jahr 1944 war hereingestürmt. Trotz schlechter Nachrichten von der Ostfront waren unsere Hoffnungen noch nicht ganz erschüttert. Als wiederangesiedelte deutsche Bauern im großen Kreis Schaulen und in der Diaspora waren wir ganz besonderen Gefahren ausgesetzt, vor allem durch die immer reger werdende Partisanentätigkeit, begünstigt durch die vielen großen Wälder. Unser Hauptbestreben war, die uns zugewiesenen, meistens sehr verwahrlosten Höfe wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen und die Erzeugung so zu steigern, daß sie die bedenkliche Ernährungslage etwas mildern könnte. Wir konnten auch mit Stolz unsere Erfolge zeigen, denn schon in kurzer Zeit wuchs unser Viehbestand enorm an und das Ablieferungssoll land-

wirtschaftlicher Erzeugnisse wurde mit 200 bis 300 Prozent erfüllt! Doch die Vorböten des nahenden Unglücks wurden häufiger: 1. wurde unser litauischer Nachbar (nur 400 m entfernt) in einer Nacht von Partisanen vollständig ausgeraubt mißhandelt, 2. wurde auf der Verkehrsstraße, dicht an unserem Hause, eine litauische Bäuerin von einem Lkw erschlagen, 3. wurden unsere Bauern beim Holzeinschlag in den Wäldern bei Kurschenai von Partisanen drangsaliert und 4. stürzte zu Pfingsten auf unserem Felde ein deutsches Kampfflugzeug ab, wobei zwei Flieger ums Leben kamen und der dritte — schwerverletzt — ins Krankenhaus; der übriggebliebene Treibstoff wurde von litauischen Nachbarn weggeschleppt und führte — durch Unvorsichtigkeit einer Bäuerin — zur Explosion, wodurch das halbe Dorf abbrannte ... Der Juni wurde nun vom Juli abgelöst. Die Hackfrüchte und das Getreide nahmen jetzt mit vollen Zügen die Sonnenstrahlen auf und versprachen eine schöne Ernte, auf der fetten Weide grasten wohlgenährte Rinder, in den Ausläufen wühlten viele Borstentiere, blökten Schafe und gackerte laut das Federvieh, die Obstbäume hingen voll junger Früchte und in der Talenke schimmerte ruhig und geheimnisvoll der Silbersee, jedoch der ferne Kanonendonner wurde immer deutlicher hörbar. Da erschien ganz plötzlich unser Doktor Duckart und bereitete uns alle auf eine baldige Flucht vor. Das Herz blutete uns allen, mit tränenden Augen mußten wir nun alles verlassen, was mit Schweiß, bei großen Entbehrungen geschaffen wurde oder durch letzte Pfennige erworben — um nun unseren Dornenweg ins Ungewisse und Schreckliche anzutreten. Mit den Leidensgenossen Ney, Philip und Schalkovski begann unser Treck. Die reifenden goldenen Getreide-

felder wiegten und neigten sich sanft zum Abschiedsgruß, die silbernen Seeellen murmelten leise ein letztes Lebewohl, und noch weit, weit begleitete uns das Trauergeheul unseres treuen Puschels, der nun ohne uns zurückbleiben mußte. In Schaulenai wurde übernachtet und am nächsten Tage — als auch der große Treck aus Radsiwilshken und Pokroj eintraf — Müller Endrukait mitgenommen. Beim Weiterfahren wurden wir von einigen Leuten beschimpft und von einem langen Kerl sogar mit der Pistole bedroht, der verdroschen und entworfen wurde. Abends erreichte wir Tituvenai, wo schon die deutsche Bevölkerung fort war und in den umliegenden großen Wäldern viele Partisanen sich aufhielten. Wir bildeten darum auf dem Marktplatz eine Wagenburg und stellten — mit den uns zugeordneten Männern vom Arbeitsdienst — Wachen auf. Es war eine schöne laue Julinacht im Vollmondschein, bis Mitternacht war es ganz ruhig und die Stille wurde nur dann und wann durch den Ruf einer Eule unterbrochen. Doch dann fielen plötzlich Schüsse, die aus Verschen zwei unserer Kameraden, Schepski und Kahlfeld, tödlich verletzten ... Am nächsten Tag kam unser Treck bei Raseinen an, wo unsere beiden Toten auf dem evangelischen Friedhof beerdigt wurden und wir von der Gendarmerie gründlich verhört wurden. Nach mehreren Tagen erreichten wir Schwyren an der Memel, wo einige Tage — in den bereits verlassenen deutschen Höfen — gerastet wurde. Darauf wurde die Memel mit der Fähre überquert und an Strupiai vorbei (ebenfalls schon verlassen) ging's nach Schirwindt in Ostpreußen. Am nächsten Tage wurden unsere Familien auf dem Bahnhof Eichstädt in Eisenbahnwagen verladen und mit unbekanntem Ziel fortgefahren, wir Männer wurden mit Pferd und Wagen auf ein Gut bei Naumiest geschickt, wo wir die Treckmänner aus Kedahnen, Poniesch und Schaken vorfanden (ebenfalls

Schluß von Seite 1

Selbstverständlich sind wir für die Welt da. Da ist aber keine neue Erkenntnis, denn Martin Schalling (1532—1608) hat es bereits gesungen, und wer von uns kennt diesen Vers nicht, da es heißt: „Es ist ja, Herr, dein Geschenk und Gab mein Leib und Seel und was ich hab in diesem armen Leben. Damit ich's brauch zum Lobe dein, zu Nutz und Dienst des Nächsten mein, wollst mir dein Gnade geben...“

Aber hüten wir uns, in dieser Welt total aufzugehen. Auch der Sozialismus tut's nicht, denn christliche Nächstenliebe ist mehr als die beste und uneigennützigste Entwicklungshilfe! Ja, sie ist etwas ganz anderes. Es geht letztlich nicht um die Veränderung der Umwelt. Es ist uns Menschen nicht gegeben, auf der Erde paradiesische Zustände zu schaffen. Das hat Gott sich selbst vorbehalten.

Was wir tun können und sollen, das wird an einem allseits bekannten Vorgang deutlich. Wenn ein Schiff den Hamburger Hafen mit Ziel New York verläßt, dann genügt es nicht, wenn zu Beginn der Fahrt das Schiff auf Kurs gebracht wird. Es ist vielmehr so, daß täglich und stündlich die Fahrtrichtung durch Kompaß, Radar, Rundfunk usw. korrigiert werden muß.

Und so muß auch immer wieder die jeweilige Position unseres Lebens festgestellt werden. Dann darf allerdings die Korrektur nicht ausbleiben, denn nicht nur ein Schiff ist Strömungen, Winden und Schäden ausgesetzt. Unser Leben gleicht einem Schiff mit einem bestimmten Zielhafen. Und von der Korrektur hat Dr. Martin Luther in seinen berühmten Thesen folgendes geschrieben: „Unser Herr und Meister, Jesus Christus, indem er sagt, tut Buße, will er, daß das ganze Leben der Gläubigen eine ständige Buße sei!“ Das besagt aber nichts anderes, als daß wir durch tägliche Kurskorrektur auf der Zielroute bleiben sollen.

Wir beten mit den Worten des Monatsliedes: „Ach nimm mich hin, du Langmut ohne Maße; ergreif mich wohl, daß ich dich nicht verlasse. Herr, rede nur, ich geb begierig acht; führ, wie du willst, ich bin in deiner Macht.“ Amen.



Die letzte Konfirmation in der Kauener evangelisch-lutherischen Kirche. Sie fand am 14. August 1949 statt. Die Konfirmanden waren damals teilweise von sehr weit hergekommen, der Pfarrer, Pastor Gawenas, kam aus Schaken, während sein Bruder (daneben), der damals in Aleksoten wohnte, den Konfirmandenunterricht besorgt hatte. Viele dieser Konfirmanden leben heute in Westdeutschland, ein Teil aber lebt auch heute noch in Kaunas.

aus Raseinen), und zur Befestigung des Ostwalles eingesetzt. Ende Juli kam die Musterungskommission aus Königsberg und schickte die Tauglichen als Rekruten — hauptsächlich — zur Pol-Waffen-schule I nach Dresden-Hellerau. In Stallun-pönen gelang es mir, vom großen Trans-por-t loszukommen und nach Thorn zu fahren, wo angeblich unsere Familien sein sollten. Nach langem Suchen fand ich meine Lieben, alle untergebracht auf einer Domäne mit acht anderen unweit von Thorn. Zwei Tage später meldete ich mich in Hellerau und wurde nach Wilsch-dorf geschickt, bei einer Schutzpolizei-Kompanie eingekleidet und mit vielen Litauendeutschen zwei Wochen ausgebil-det. Anschließend wurden wir wieder in Zivilkleidern — unter strenger Bewa-chung — nach Fraustadt in Niederschle-sien zur Gendarmerie-Lehrkompanie ge-bracht, wo tags darauf die Jüngeren nach Bad Ems zur Ausbildung wegführten. In Fraustadt wurde uns übrigen und den Kosaken die Grundausbildung — bis No-venber — beigebracht, wobei ich zugleich als Dolmetscher bei den Kosaken und Polendeutschen verwendet wurde. Nach Rückkehr unserer Jungs aus Bad Ems wur-den wir nach Piotrikow in Polen, unweit Litzmannstadt, gebracht, um das in Ruß-land fast ganz aufgeriebene Cend.-Batail-lon Mot. I aufzufüllen, die Kosaken und Polendeutschen kamen nach Jugoslawien. In Piotrikow ging die Ausbildung weiter, doch wurden wir zugleich zur Partisanen-bekämpfung verwendet, da es hier derer viele gab. Die einzelnen Kompanien wa-ren in Baracken untergebracht, doch kam ich bald zum Bataillonsstab. Gleich am nächsten Abend, als ich gerade auf den Kasernenhof kam, hörte ich einen dump-fen Knall aus der Gegend meiner Baracke und als ich dort eintraf, bot sich mir ein furchtbares Bild: Draußen rannte alles hin und her und drinnen saß im Halbdun-ke-l auf einer Bank neben meinem gewe-senen Bett unser Zugflügelmann Schatt-ner (ich glaube Wilhelm aus Strupiai), seine Gedärme hingen vorne heraus, er war ganz blutig und leblos, die anderen Schwerverletzten waren schon wegge-bracht, Hirsch (aus Wilkawischken) und Hausrat (zuletzt im Kreise Schaulen oder Raseinen angesiedelt) starben gleich dar-auf und Kirstein (aus Kybarten) verlor sein Augenlicht (ich besuchte ihn später im Lazarett bei der Schwarzen Jungfrau von Tschenschow, wo er mich beschwor, ihn bloß nicht zu verlassen). Auch andere Kameraden der 2. Kompanie (die fast nur aus Litauendeutschen bestand) wurden damals verletzt. Als ein Zugwachtmeister einen Lehrvortrag über eine polnische Handgranate hielt, wobei er dieselbe dem Hausrat zuwarf und ihn warnte, den Bü-gel nicht zu rütteln — dieser überhörte das — und als sie zu zischen anfing, drückte er sie fest an sich, anstatt sie wegzuworfen. In den nächsten Tagen wur-den unsere drei Kameraden auf dem ewan-gelischen Friedhof zu Piotrikow — mit der Kriegsflagge bedeckt — begraben. Als am 13. Januar 1945 die große rote Walze vom Baranow-Brückenkopf an der Weichsel ins Rollen kam, wurde unser Batail-lon auch an die Front bei Scheguziny (un-weit der Lyssa Gora) geworfen und erlebte hier eine schaurige Feuer-taufe durch 14 feindliche Panzer, doch gab es damals — Gott sei Dank — keine Verluste. Beim folgenden Rückzug kamen wir in ein pol-nisches Kloster, wo u. a. der greise Abt mich segnete und den Herrgott bat, mich vor allen Gefahren zu bewahren. Schon nach einigen Tagen mußte ich dankbar

an seinen Segen denken, als bei Loben eine Bombe dorthin fiel, wo ich eben weg-gelaufen war und mein Schlittenrappen durch MG-Kugeln verwundet wurde. Von Andreashütte und Bischofsstadt wurden wir bei Blumenau am Annaberg einge-setzt, wo ein Schwarzmeerdeutscher einen Brustschuß bekam; darauf wurden wir von Frankenstein aus nach Bärtsdorf (bei Grot-kau) gegen den Feind geworfen, und hier erlitt unser junger Klemm (aus Wilka-wischken vielleicht) den Heldentod: als er unserem lieben und guten Lt. Heinke die im Schnee anstürmende erste feind-liche Welle zeigte, wurde ihm der halbe Schädel von einer Pakgranate zerschmet-tert, wonach er unter großen Qualen starb. Auch andere Kameraden wurden damals verwundet. Über die Sammelstelle Oberneuland kam ich im März 45 mit 300 älteren Männern zur Partisanenbekämp-fung nach Italien, zuletzt nach Pieve di Cadore, wo — schon zwei Stunden nach dem Waffenstillstand — nachdem wir auf Befehl unserer Vorgesetzten alle Waffen abgeliefert hatten — ich von Partisanen erschossen werden sollte und nur durch Zufall von einem anderen Partisanen ge-rettet wurde, weil er mal Kellner im Café „Italischki Ledai“ in Kaunas gewesen war. Danach folgte die amerikanische Kriegs-gefangenschaft, und dieser war noch ein länger und schwerer Dornenweg nach Dornstetten.

Fahr hin, du Frühlingstraum, fahr hin,
Mit allen deinen Wonnen!
Was wir erhofft mit frohem Sinn —
ist nun wie Schaum zeronnen.
Verwirrt von Schmerz war unser Sinn
im wilden Schicksalstosen —
Doch jetzt sind alte Dornen hin —
es blühen junge Rosen...

Hugo Strauchmann

Humor im heutigen Litauen

Der Volksvertreter (Deputatas) zu sei-ner Frau: „In diesem Jahr wollen wir unseren Urlaub dort verbringen, wo wir noch niemals waren.“

„Ach ja, fahren wir in deinen Wahl-kreis!“

Voranzeige

Heimatgottesdienst in Hannover

Der traditionelle Heimatgottesdienst der evangelischen Deutschen aus Litauen findet, so Gott will, in diesem Jahre in der Lukaskirche in Hannover am Sonnt-ag, dem 27. September, um 15.30 Uhr mit der Feier des hl. Abendmahls statt.

Straßenbahnverbindung zur Lukas-kirche mit der Linie 19 bis zur Haltestelle Conti-, Werderstraße.

Nach dem Gottesdienst findet in den Gemeinderäumen der Lukaskirche ein Vortrag statt, dem sich eine Aussprache mit geselligem Beisammensein anschließt.

Alle sind herzlich eingeladen!

H. JAEKEL, PASTOR UND SENIOR

Vorsitzender des Hilfskomitees der evangelischen Deutschen aus Litauen

20. Kongreß „Kirche in Not“

Im „Haus der Begegnung“ in Königstein im Taunus findet vom 29. Juli bis 2. August d. J. der 20. Kongreß „Kirche in Not“ statt. Der Kongreß, dessen erster im Jahre 1951 in Hilversum in Holland stattfand, steht diesmal unter dem Thema „Brüderlichkeit — Illusion oder Chance?“

Verständigung und Brüderlichkeit — sind sie realisierbar innerhalb der Kir-che, zwischen Glaubenden und Nichtglaub-enden, zwischen Ost und West? Der Kongreß will diesen Fragen nachgehen, will prüfen, welche neuen Aspekte in der marxistischen Religionskritik zu beobach-ten sind und ob der Kommunismus auch heute noch eine Gefahr darstellt.

Ein besonderes Merkmal des Kongres-ses soll es sein, auch die inneren Struktu-ren und Schwierigkeiten der Kirche in den östlichen Ländern zu analysieren, die angesichts der Spannungen zwischen Kir-che und Staat oft verdeckt bleiben.



Die Volksschule in Pawischtynen, wie sie sich heute darstellt. Sie wurde im Jahre 1933 von Landsmann Richard Adomat, damals Bauunternehmer, heute in Hannover wohnend, gebaut.

Litauische Gräber in Deutschland

Fünfundzwanzig Jahre nach Kriegsende taucht die Frage auf, was mit den Gräbern jener Litauer geschehen soll, die im Laufe der Kriegswirren nach Deutschland gekommen waren, hier gestorben sind und auf deutschen Friedhöfen beerdigt wurden. In der exillitauischen Presse taucht diese Frage immer wieder in Leserschriften auf und nicht immer kann gesagt werden, daß sie dabei mit der nötigen Sachlichkeit behandelt wird.

Der in London erscheinende „Europos Lietuvis“ bringt zu dieser Frage in seiner Nr. 19 die Zuschrift seines Lesers J. Pyragas, die sich durch ein hohes Maß an Objektivität und Sachkenntnis auszeichnet. Wir bringen sie im vollen Wortlaut:

Von Zeit zu Zeit erscheinen in den Spalten des „Europos Lietuvis“ Zuschriften, in denen mitgeteilt wird, daß Gräber von Litauern in Deutschland vernichtet werden, aber keiner weist auf die Ursache hin, warum das so ist.

In Deutschland gibt es, wie für alles, auch für die Unterhaltszeit von Gräbern Vorschriften. Das betrifft nicht nur litauische Gräber, sondern die Gräber aller Verstorbenen. Vom Tage der Beerdigung an beträgt die Ruhezeit für ein Grab in Deutschland 20 Jahre (von vornherein das Grab für eine längere Zeit zu erwerben, ist nicht möglich). Nach 20 Jahren kann die Ruhezeit des Grabes durch Zahlung einer entsprechenden Gebühr an die Friedhofsverwaltung verlängert werden. Früher war diese Verlängerung für weitere 20 Jahre möglich, doch jetzt nur für fünf. Diese Verlängerungsmöglichkeit ist gekürzt worden, damit Verwandte und Angehörige häufiger an die Gräber ihrer Verstorbenen erinnert werden und sie besuchen und pflegen. Und wenn es keinen mehr gibt, der solch ein Grab pflegt, kann dieser Platz frei werden für die Beerdigung eines anderen Verstorbenen.

Für die im Jahre 1949 Beerdigten muß in diesem Jahre die Verlängerung der Ruhezeit des Grabes beantragt werden, wenn man nicht will, daß an dieser Stelle ein anderer Verstorbener beerdigt wird. Bei Verlängerung der Frist muß das Grab neu instand gesetzt werden. Steht am Grabe ein Gedenkstein und ist dieser beispielsweise etwa verschoben oder eingesenken, muß er neu gerichtet werden, andernfalls kann die Verlängerung der Frist abgelehnt werden.

Es gibt in Deutschland Friedhöfe und Gräber auf allgemeinen Friedhöfen, sogenannte Ehrenfriedhöfe, bzw. Ehrengräber. Hier sind gefallene Soldaten, verstorbene Kriegsgefangene und Opfer des Nazismus beerdigt. Für diese gelten andere Ruhezeiten und Pflegevorschriften. Eigene Friedhöfe in Deutschland haben die Juden. In deren Friedhofsordnung mischt sich keiner ein. Für Gedenksteine allgemeiner Art können von vornherein Genehmigungen für 50 Jahre erteilt werden. Solche Gedenksteine sind von Litauern und anderen Balten auf nicht wenigen Friedhöfen in Deutschland errichtet worden.

Mit den Gräbern der Litauer in Uchte verhält es sich nicht anders als mit allen anderen Gräbern. Auf dem Uchter Friedhof hatten die Litauer die Genehmigung erhalten, auf einem bestimmten Teil dieses Friedhofes ihre verstorbenen Men-

schen zu beerdigen. Doch es wurde mit der betreffenden Friedhofsverwaltung keinerlei Vertrag abgeschlossen, daß diese Gräber dort „ewig“ würden stehen



Eine heutige Aufnahme vom katholischen Friedhof in Kauen-Schanzen. Wenn man sich das Bild nach rechts verlängert vorstellt, beginnt nach einigen zwanzig Metern der ehemalige deutsch-evangelische Friedhof, der fast unmittelbar aus Ufer der Memel grenzt. Letzterer kann naturgemäß nicht mehr gepflegt werden, dennoch gibt es auf ihm noch viele Grabsteine, deren deutschen Inschriften auch heute noch zu entnehmen ist, wer hier begraben liegt. Daß man sich auch im heutigen Litauen durchaus Gedanken darüber macht, was Grabpflege bedeutet, ist aus einer Notiz zu ersehen, die in der satyrischen Zeitschrift „Šiuola“ über den Friedhof auf unserem Foto erschienen war. „Unter der Überschrift „Zu sterben ist nicht schrecklich“ (Mirti ne baisu) steht dort: Am Rande von Schanzen, in der Nähe der Brücke nach Panemune gibt es einen alten Friedhof. Dem, der ihn betritt, begegnet eine verwitterte Tafel — „Auszug aus den Vorschriften für die Verwaltung der Kauerer Friedhöfe“. Den Besuchern, so zeigt sich, ist es verboten, hier mit Automobilen, Motorrädern und Fahrrädern zu fahren. (Mit Traktoren zu fahren, ist es, so scheint es, nicht verboten...) Die Besucher werden davor gewarnt, hier Campingfeuer anzulegen oder nach Sand und Lehm zu graben. Kategorisch ist es verboten, hier Vieh (auch Federzieh) zu weiden oder Gemüsegärten anzulegen. Doch die Vorschriften haben nicht an alles gedacht. Vergessen wurde zu verbieten, hier gesellschaftliche Picknicks abzuhalten oder Strandliegeplätze (der Friedhof liegt ja an der Memel) einzurichten. Das Büro der Friedhofsverwaltung hat nicht vergessen, Vorschriften auszuhängen, was vergessen wurde, ist, für Ordnung auf dem Friedhof zu sorgen.“

Foto: Arūnas

Kirchliche Nachrichten aus Litauen

Der „Evangelische Kirchenkalender 1970“ (Untertitel „Litauische Sozialistische Räte-Republik, Evangelischer Kirchenkalender“ — Lietuvos TSR Evangelikų Bažnyčios Kalendorius 1970“) ist in der 8. Auflage erschienen, kleineren, jedoch handlicheren Formats. Inhalt: Kalendarium, staatliche und kirchliche Feiertage (Feste), Gottesdienst-Ordnung (Liturgie), Dekalog (10 Gebote), Glaubensbekenntnis, Vater Unser, Einsetzungswort der Taufe und des Heiligen Abendmahls, Beichte, Gedanken der Entschlafenen, Gebete, Aaronischer Segen, Luthers Morgen- und Abendsegen.

Am Aschermittwoch, dem 19. Februar 1969, hat der Konsistorialpräsident V. Burkevičius durch Handauflegung zum Pfarrdiakon eingeführt Ernst Roga, einen Besucher des Theologischen Kursus (Jahrgang 1929). Er wurde ordiniert in der Kirche zu Wanagen.

Am 25. Februar 1969 wurde in Wilna in der Druckerei „Vaizdas“ hergestellt

können. Nach 20 Jahren wurde es auch hier dringend nötig, die Frist zu verlängern. Diese Pflicht zur Fristverlängerung gilt auch für Litauer, und es kann hier nicht die Rede davon sein, ob die Litauer gute Menschen waren oder schlechte, Flüchtlinge oder Nichtfluchtlinge.

der „Evangelische Kirchenkalender 1969“, 7. Auflage. Er wurde verbreitet unter evangelisch-lutherischen und reformierten Gläubigen auf Grund von Spenden für das Konsistorium. Aus diesem Anlaß wurde dem Rundfunk in Wilna ein Interview gewährt über die kirchliche Lage und Wirksamkeit der evangelischen Kirche.

Am 29. Juni 1969 feierte Kretingen (Kretinga) das 70jährige Jubiläum der Kirchweihe. Dort wirkt als Pastor J. Armonaitis, der aus Zwyren stammen soll. Am Reformationstag 1969 unternahm Konsistorialpräsident V. Burkevičius, in Begleitung seines Stellvertreters J. Kalvanas, Visitationen u. a. in Tauroggen und Sveksna. Bewährte Kirchenvorsteher wurden mit Kreuzen dekoriert, die in Gottesdiensten beim Ausüben der Funktionen getragen werden.

Der reformierte Pastor Povilas Jašinukas feierte am 19. August 1969 seinen 80. Geburtstag. Er amtiert in Birsen.



Ein deutscher Landser plaudert über Wilnas deutsche Kirche

In der „Bilderschau der Wilnaer Zeitung“ vom 26. März 1917 fanden wir Aufzeichnungen eines deutschen Soldaten des Ersten Weltkrieges über die Deutsche Kirche in Wilna. Wir glauben, daß die ebenso geschichtlich bedeutungsvollen wie menschlich anrührenden Schilderungen der endgültigen Vergessenheit entrissen werden sollten und drucken sie im vollen Wortlaut ab.

Wenn man an der Deutschen Straße in den gewölbten Durchgang des Hauses Nummer neun einbiegt, so glaubt man auf einmal in die Stille einer kleinen alten deutschen Stadt versetzt zu sein. Ein langgestreckter Hof, ein Lindenbaum, zur Linken aufragend ein schmuckloser Barockgiebel, daneben, am anderen Schmalende des Hofes, über einem zweiten Durchgang ein kleiner Turm mit grünem Helm, alles sauber, still und friedlich, wie in den vergessenen Nestern des alten Deutschland. Über dem Torweg, durch den man von der Straße kommt, eine Galerie in schönem, warmem, braunem Holzton, blanke Fenster, an denen einmal ein Kinderkopf, ein Frauenantlitz auftaucht und in die verschneite Stille hinausblickt. Seit Jahrhunderten haust hier die evangelisch-lutherische Kirche, einst sächsische, später Deutsche genannt, mitten in dem bunten Völkergemisch Litauens ein Stück deutschen Wesens und deutschen Glaubens verkörpernd.

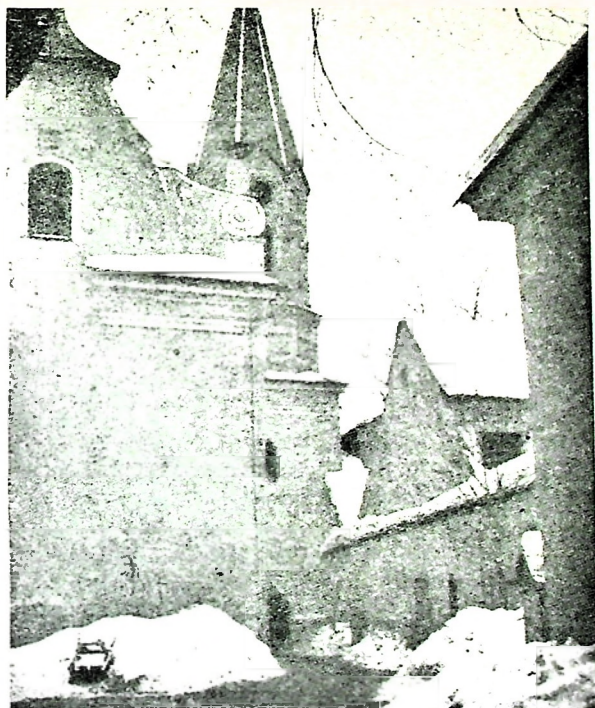
Spartliche Nachrichten nur hat uns die Geschichte über das Schicksal des kleinen Gotteshauses übermittelt; schmucklos von außen, bietet es in seinem Innern mit seinem bewegten Barock trotz der kühlen auf Blau und Weiß gestimmten Farbigkeit eine eigene Überraschung. Das Hauptstück ist der große Hauptaltar, der um 1624 auf Kosten des Bürgermeisters Jakob Giebel errichtet wurde und mit seiner reichen Schnitzerei Geburt, Abendmahl, Kreuzigung und Himmelfahrt darstellt. Die großen Gestalten der Apostel und Evangelisten waren früher vergoldet; eine strenge Zeit hat ihnen nur das schlichte Weiß bewilligt. Die Kanzel stammt wohl aus dem späten 18. Jahrhundert, obwohl sie sich der Haltung des Ganzen gut einfügt.

Wie fast alle Kirchen Wilnas hat auch die Deutsche eine reiche Brandchronik hinter sich. 1624, im Entstehungsjahr des Altars, zerstörte ein Feuer ihren Glockenturm. 1655 wurde sie durch ein 17-tägiges Feuer fast ganz vernichtet. Bis 1661 blieb sie in Trummern stehen, dann

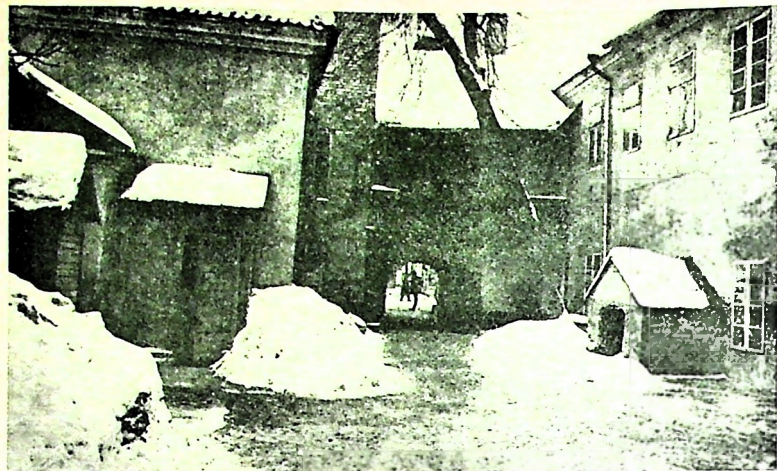
erstand sie von neuem, erlitt 1706 und 1732 wiederum Feuerbeschädigungen und wurde 1737 samt den ihr gehörenden Häusern wieder vom Feuer vernichtet. Der Bischof von Wilna widersetzte sich dem Wiederaufbau; aber die Hemmungen wurden beseitigt, und zwar mit Hilfe des — Königs von Preußen, so daß am 3. August 1739 der Grundstein zu der heutigen Kirche gelegt werden konnte. Den hohen Brandmauern, die damals um die Kirche und die ihr gehörenden Häuser errichtet wurden, verdankte es die

Deutsche Kirche, daß sie bei dem großen Stadtbrande vom 11. Juni 1748, man kann fast sagen, ausnahmsweise, kaum berührt wurde.

In den dicht an die Kirche grenzenden Häusern, die die beiden schmalen Höfe umgeben, liegen die Wohnungen der Geistlichen, des Pfarrers Tittelbach, der seit 1910 an der Wilnaer Deutschen Kirche wirkt und in den ersten Kriegsmonaten sich mit seiner Gattin der nach Wilna verschleppten Ostpreußen tätig und hilfreich angenommen hat. Ein paar vergnügt herumspringende Kinder, die damals im Pfarrhaus als Säuglinge Hilfe fanden, sind der schönste Beweis für den Erfolg dieser Hilfstätigkeit. Im Erdgeschoß eines Gebäudes an dem zweiten Hof hat Pastor Tittelbach eine Arbeitsstube eingerichtet, wo deutsche Frauen und Mädchen lohnende Beschäftigung durch Säckeaussbessern und dergleichen gefunden haben.



Von der Straße nicht wahrnehmbar; erst wenn man den Hof betritt, wird der Turm der deutschen evangelisch-lutherischen Kirche in Wilna sichtbar.



Bescheiden-ärmliche Atmosphäre im Innenhof der evangelisch-lutherischen Kirche in Wilna.

FREUNDSCHAFT

Du bist so schnell geflogen zu dem andern,
 der deinem Herzen nah schien und verwandt,
 doch lernst du bald: du mußt ihn dir er-
 wandern,
 den Weg in eines andern Seelenland.

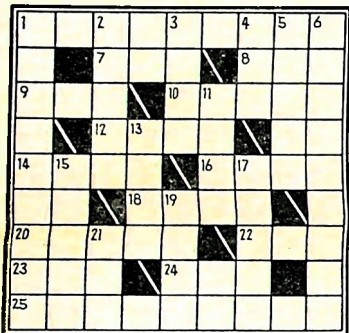
Da gibt es Hügel, Täler, wohl auch Schroffen,
 bald ist's ein Fels, der dir im Wege steht,
 dann wieder stehst beglückt du und betroffen
 vor einem Blick, der in die Weite geht
 und siehst des Wanderns Ziel, wo — du nur
 aufgenommen,
 wenn redlich, Schritt für Schritt, du hin-
 gekommen.

Dann mag es wettern, Hagel und Geschnel!
 Du kennst dich aus nun, dir ist's einerlei.
 Ob trüb, ob froh der so erlangte Ort —
 du bist nun da, du gehst nicht wieder fort.

Th. J.

Kreuzworträtsel

Stachelig wie eine Vierzehn



Waagrecht: 1. Der Berggeist des Riesengebirges, 7. türkischer Titel, 8. Schiffskommandowort, 9. Göttin der Verblendung, 10. größere Siedlung oder Ortschaft, 12. Gesichtsvorsprung, 14. Stacheltier, 16. Mondgöttin, 18. französisch: gut, 20. deutscher Komponist, 22. veralteter Ausdruck für Rechtszuständigkeit, 23. mundartlich: Hausflur, 24. dürrlig, mitelmäßig in der Umgangssprache, 25. Nervenschmerz.

Senkrecht: 1. Rückwirken, 2. Flachland, 3. mundartlich: Eitergeschwür, 4. langschwänziger Papagei, 5. schwedischer Forschungsreisender, 6. Schläfrigkeit, Abgestumpftheit, 11. in Fremdwörtern: fern, 13. Weißfisch, 15. Range, naseweises Mädchen, 17. ungehöriges Treiben, 19. Frauenname, 21. Kuhantilope.

Auflösung „Stachelig wie ein Igel“:

Waagrecht: 1. Ruebezahl, 7. Bei, 8. Ree, 9. Ale, 10. Stadt, 12. Nase, 14. Igel, 16. Luna, 18. bien, 20. Reger, 22. Fug, 23. Ern, 24. mau, 25. Neutralgite.
 Senkrecht: 1. Reagieren, 2. Ebene, 3. Eiss, 4. Ara, 5. Hedin, 6. Lehnartie, 11. Itele, 13. Albe, 15. Goere, 17. Unfug, 19. Irma, 21. Gnu.

Litauen während des Ersten Weltkrieges



Heimatgruß

„Heimatgruß“ — so heißt das alljährlich erscheinende Büchlein für die Deutschen aus Litauen, die nun in alle Welt verstreut sind. Das Jahrbuch will Geschichte pflegen, Erinnerungen aufbewahren, von Gegenwärtigem berichten und Ausschau in die Zukunft halten. Es will aber auch alte Verbindungen erhalten, Freundschaft und Nachbarschaft nicht in Vergessenheit geraten lassen, sich eines guten Heimatgefühles annehmen.

Das alles ist nur möglich, wenn viele Landsleute mitarbeiten, berichten, erzählen, Bilder und Fotos zur Verfügung stellen. Und schließlich sollte es eine ziemliche Selbstverständlichkeit sein, daß möglichst jede litauendeutsche Familie ihr Jahrbuch bezieht und bezahlt; denn die Zahl der Bezieher ist's, die über Leben oder Sterben einer Publikation entscheidet. Wie aber sollten wir sonst etwas übereinander erfahren? Woher sollten wir wissen, was es Neues gibt bei unseren Freunden und Bekannten? Man muß sich ja ab und zu treffen, muß auf litauendeutschen Veranstaltungen alte und neue Nachbarn wiedersehen — oder wenn man nicht hinkonnte, doch nachher lesen, wie es zugegangen ist, wer dagewesen war oder was es da an Besonderem zu erleben gab.

Das Jahrbuch 1970 war auch so ein „Heimatgruß“! Er berichtete vor allem vom Leben derer, die nicht nur Litauen verlassen, sondern darüber hinaus auch Deutschland. Viele davon mögen in den großen Notzeiten der Nachkriegszeit keinen anderen Ausweg mehr gewußt haben, viele mögen von Verwandten und ehemaligen Nachbarn hinausgerufen worden sein in alle Welt: das Jahrbuch hat davon berichtet. Es hat erzählen lassen, wie man um die Existenz kämpfen und darben mußte, wie man neue Heimat gefunden hat und neues Glück — und alte Sehnsucht — geblieben.

„Die Kinder sind nun ausgewandert. Die alte Mutter blieb zurück. Ob sie bald nachkommen kann? Sobald dies möglich sein wird, wird ihr die evangelische Auswandererberatung dabei behilflich sein“ (Foto: von Aderkas, Bremen). Ach, es lohnt sich, dieses Bildchen des Bremer

Pastors lange und genau zu besehen: teilzunehmen an dem grauen Dunst der Ferne, in welcher Ungewißheit das große Schiff so fremd entschwindet; die Kälte und Unendlichkeit des Meeres zu atmen; tief in das Gesicht der Mutter zu schauen, das zwischen Weh und einem freundlichen



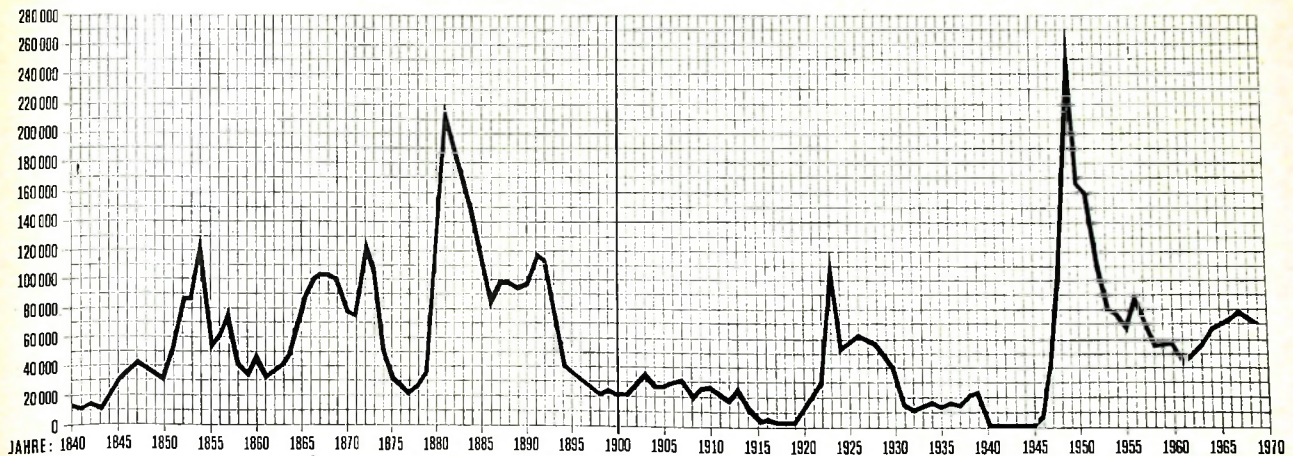
Zulächeln zum Fotografen so schmerzlich kämpft. Könnte das nicht ein litauendeutsches Mütterchen sein? Ja, das könnte es sehr wohl! Und darum wird es uns so seltsam unruhig in der Brust...

Und dazu schreibt „DAS DIAKONISCHE WERK“ Nr. 3/1970: „Die kirchlichen Aufgaben an Auswanderern sind auch heute noch genauso gegeben wie in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Mag auch die Hochflut der Auswanderung inzwischen abgeebbt sein, so gibt es doch nach wie vor alljährlich Hunderttausende, die sich mit dem Problem, ihre Heimat zu verlassen, um sich in Übersee eine neue Existenz zu gründen, beschäftigen.“

Sie brauchen Rat und Hilfe, sei es durch dringende Warnung vor Auswanderung, sei es durch Wegweisung nach Übersee, sei es durch Beschaffung von Bürgerschaften und Passagedarlehen, sei es durch kirchengemeindliche Patenschaften zur Erleichterung des Eingewöhnens in der neuen Heimat. Dies alles geschieht im Rahmen der Auswandererberatung des Diakonischen Werkes. Zu ihren Aufgaben gehört auch die Beratung von Mädchen und Frauen, die eine Ehe mit Ausländern — vor allem Sudeuropäern, Asiaten und Afrikanern — eingehen und mit ihnen in deren Heimatland gehen wollen sowie von Auslandstätigen auf Zeit (Entwicklungshelfern). Dieser Dienst erfordert umfangreiche Sachkenntnis und menschliches Einfühlungsvermögen, handelt es sich doch in jedem einzelnen Fall um ein Menschenschicksal unter kirchlicher Mitverantwortung.“

Wie gut, daß es heutzutage Beratungsstellen gibt, denen man voll vertrauen kann. Auch in den Berichten und Briefen der litauendeutschen Landsleute zum „Heimatgruß 1970“ wurde dankbar davon berichtet. Denn früher gab es solche Hilfen und Weggeleite nicht. Unsere „Onkels in Amerika“, die vor und um die Jahrhundertwende nach Brasilien, Kanada oder in die USA aus Litauen ausgewandert, haben es härter und vor allem viel ungewisser gehabt. Eine graphische Darstellung der deutschen Übersee-Auswanderung von 1840 bis jetzt spricht übrigens ein sehr beredete Sprache.

Man muß nur ein bißchen in den feinen Kästchen herumstöbern und herumstudieren, dann kommen einem allerlei Erinnerungen: an die Erzählungen der Alten, damals in der litauischen Heimat; an die Berichte der nach dem Ersten Weltkrieg aus der Fremde zurückgekehrten „Amerikonai“ in der freien Republik Litauen; an Schicksale, die sich unter und neben uns ereigneten in den Jahren der Nachkriegszeit. Vielleicht lösen diese Zeilen wieder einigen Landsleuten die Scheu, uns zu berichten, mit uns neuen Kontakt aufzunehmen. Doch sollten die in Deutschland verbliebenen nicht geizen: auch sie sollen und müssen berichten, wie es hier weitergeht, damit wir alle viel, viel voneinander wissen! Vielleicht sollte eines der nächsten Jahrbücher einmal vom Unternehmensegeist unserer Landsleute in aller Welt und auch hier in Deutschland



berichten: von unseren Berufen, von unseren Arbeitsplätzen, von unseren Betrieben, Geschäften, Fabriken oder was immer es da noch zu berichten und zu nennen gäbe! Könnte wohl ein Bauer beschreiben, welch einen Unterschied zwischen der Landwirtschaft damals in Litauen und heute hier in Deutschland oder sonstwo auf der Welt er besonders stark empfindet? Könnte mancher berichten, wie ein Handwerker sich hocharbeitet? Gibt es nicht unzählige, aber nie berichtete Schicksale, wo ein früher Selbständiger später den harten Weg in die Abhängigkeit gehen mußte? Und dann noch einmal: wie viele können mit guten und sprechenden Fotos von ihren eigenen Betrieben, Fabriken oder Verkaufsstellen berichten! Und hinzunehmen müßte man alles, was noch bekannt ist über die Berufe und Betriebe, die wir in der alten litauischen Heimat hatten. Das soll ja nicht ganz vergessen werden!

Grüße aus der alten und aus der neuen Heimat, GrüÙe aus der alten und aus der neuen Welt — lauter „HeimatgrüÙe“! Wollten wir auf der abgebildeten Karte der Hauptwanderungsströme von Kontinent zu Kontinent all jene Stellen rot anstreichen, wo heute Deutsche aus Litauen zu finden wären — kein Erdteil bliebe grau in grau... (Denn die Antarktis ist auf der Weltkarte hier nicht zu sehen — und trotzdem: wer weiß? Vielleicht gibt' auch da unter den Wissenschaftlern und Forschern einen der Unsern!)

„Die Hauptwanderungsströme von Kontinent zu Kontinent seit Beginn des 16. Jahrhunderts waren:

1. von allen Teilen Europas nach Nordamerika,
2. aus den romanischen Ländern Europas nach Mittel- und Südamerika,
3. von Großbritannien nach Afrika und Australien,
4. Eingeborene aus Afrika nach Amerika,

5. China und Indien: Binnen- und Auswanderung.

Die wichtigsten Binnenwanderungen waren:

6. innerhalb der Vereinigten Staaten nach Westen,

7. innerhalb Rußlands nach Osten.

(Nicht berücksichtigt sind hier die Flüchtlings- und Vertriebenenbewegungen innerhalb Europas und Afrikas nach 1945.) (Quelle: International Migrations, New York; „Das Diakonische Werk“ Nr. 3/1970, S. 5.)

Doch genau diese Flüchtlings- und Vertriebenenwege interessieren uns. Vielleicht wird das Jahrbuch der Deutschen aus Litauen für 1971, d. h. genau 30 Jahre nach der Umsiedlung, einiges zu diesem Thema berichten können. So ist es wieder eine Frage an alle, ob und wann und wie und mit wie vielen Bildern Sie den litauendeutschen Publikationen davon schreiben! Wir alle können gar nicht mutig genug sein, von uns und unserem Erleben damals und jetzt zu berichten! Das Gute und das Unangenehme, das Großartige und das Kleinliche, das Allgemeine und das Persönliche, das Schöne und das Graßliche, wie immer es geschah...

Im nachfolgenden berichtet ein anderer Bremer Pfarrer, Rudolf Hempel, von seiner

schwimmenden Pfarrei Seelsorge an Bord eines Auswandererschiffes

(mit freundlicher Genehmigung des Autors. Vom Verfasser dieses Berichtes erschienen im Ludwig-Bechtauf-Verlag, Bielefeld, das Buch „Die Welt ist voller Engel“, 6,80 DM; und im Verlag der St.-Johannis-Druckerei Lahr die beiden Dinglinger Taschenbücher „aber das Herz weiß es besser“ und „Uwe hält durch“ (je 3 DM) — Geschichten des Schiffspfarrers, letzteres besonders als Gabe für junge Leute geeignet.)

Münzen in zwölf verschiedenen Währungen sind in der Kollekte, Amerikaner-

Wie Tolstoj zum Grafen wurde

Zar Peter der Große beobachtete die Paradeübungen seines Garderegiments. Es klappte auch gar nichts. Schuld an allem war der Regimentskommandeur. Der Zar war so wütend, daß er einen kräftigen langen Gardisten vortreten ließ und ihn fragte: „Wie heißt du?“

„Tolstoj.“

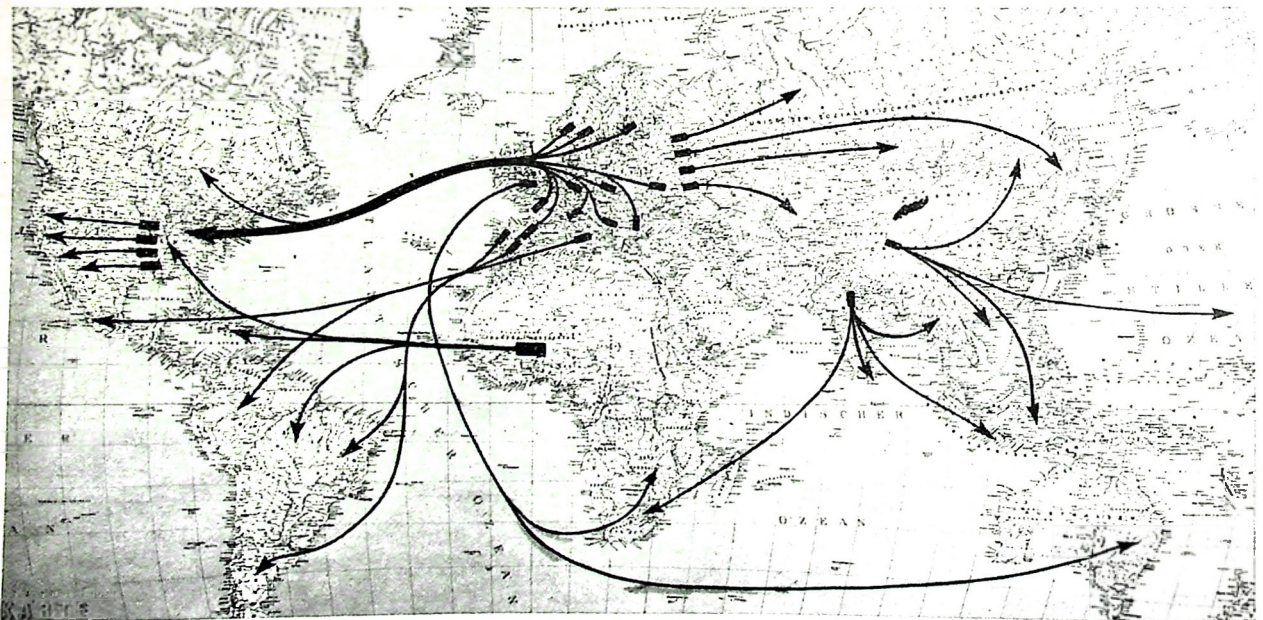
„Tolstoj, eine Ohrfeige für den Obersten!“ befahl der Zar.

„Majestät“, protestierte der Oberst, „ich bin Graf und Oberst, Soldat Tolstoj ist einfacher Soldat und Muschik, er darf mich nicht schlagen.“

Der Monarch: „Tolstoj, ich verleihe dir den Grafentitel und den Grad eines Obersten; nun, eine Ohrfeige für den Obersten!“
Wilhelm von Krockow

sches, englisches, australisches und neuseeländisches Geld. Aber auch portugiesische Centavos, ein Decimo de Balboa und Zehn-Cents-Stücke von Malaya und British Borneo. Kein Wunder, meine Gemeinde setzt sich aus Angehörigen von 23 verschiedenen Nationen zusammen. Ich bin Schiffspfarrer auf einem Schiff, das mit 1700 Passagieren von Europa über Südafrika nach Australien und Neuseeland fährt und seinen Rückweg über Tahiti, den Panamakanal und New York nimmt: rund um die Erde also. 62 Tage sind wir unterwegs, und täglich halte ich Gottesdienste oder Morgenandacht. In englischer Sprache immer, auf der Ausreise auch deutsch.

Heute haben wir ein Kind getauft, eine große „Show“ für die Leute, die sonst nie zur Kirche kommen. Es wurde auf



der vorigen Reise an Bord dieses Schiffes geboren, als seine Eltern von Australien nach England reisten. Jetzt kehren sie nach Australien zurück und lassen es „im Geburtshause“ taufen. Der Kapitän ist Pate, und die Offiziere sind in festlich weißen Monturen angetreten. Das Kind bekommt den Namen des Schiffes als Rufnamen. Taufbecken ist die umgestülpte Schiffsglocke, die mit Seewasser gefüllt wurde. Ins Kirchenbuch wird eingetragen: „Ort der Taufe: 07 Grad 02 Minuten Nord, 58 Grad 24 Minuten Ost.“ In aller Eile hat sich ein Chor gebildet. Bei dem Choral, den er vorträgt, trauen die deutschen Passagiere ihren Ohren nicht. Er hat die Melodie „Deutschland, Deutschland, über alles“. Aber Australier ist eben nicht Europa. Dort singt man gern Choräle auf Melodien deutscher Volkslieder, und es kann nicht schaden, wenn sich unsere deutschen Auswanderer schon unterwegs daran gewöhnen. Je eher sie sich damit abfinden, desto in diesem Erdteil vieles anders ist, desto eher werden sie dort heimisch werden. Wer es nicht lernt, zerbricht an Heimweh.

Vorwiegend um dieser deutschen Auswanderer willen, diesmal sind es gegen 300, bin ich als deutschsprechender Pastor an Bord der griechischen Linie, vermittelt durch die Auswanderermission in Bremen. Auf fast allen Passagierschiffen, die nach Amerika gehen, und den meisten Australienfahrten gibt es einen evangelischen und einen katholischen Schiffsparrer.

Die Auswanderer sind samt und sonders junge Leute, viele von ihnen qualifizierte Facharbeiter, die es nicht „nötig“ hätten, auszuwandern. Aber unter einem Auswanderer darf man sich heute nicht mehr jene Existenzen auf dem Nullpunkt vorstellen, wie man sie einst mit ihrem Bündel versonnen an den Landungsbrücken stehen sah. Hoffnung als einzige Habe mit sich führend. Heute nimmt mancher ein ansehnliches Sparguthaben mit, und viele haben feste Verträge in der Tasche oder gehen nur für begrenzte Zeit hinweg, häufig zu Verwandten oder zu einer Zweigniederlassung ihrer bisherigen Firma.

Trotz der zur Schau getragenen Sicherheit ist aber noch manche Unbekannte in der Rechnung, und schon, wenn von früh bis abends alles um ihn herum Englisch spricht und er damit nicht zurechtkommt, fühlt sich mancher überfordert und bekommt Zweifel an der Richtigkeit seines Entschlusses. Unter den Passagieren sind immer einige, die vor Jahren einmal ausgewandert sind und sich nun einen Urlaub in der alten Heimat leisten konnten. Sie werden von den Einwanderern umlagert und ausgefragt, wie es „wirklich“ ist.

In dieser großen Unsicherheit und seelischen Spannung hat der Schiffsparrer eine verantwortungsvolle Aufgabe. Dabei bringt es die Zwanglosigkeit, mit der er hier wochenlang mit seiner Gemeinde zusammenlebt, und wohl auch jene gewisse Anonymität, die ihm anhaftet, weil sich der Passagier sagt: „Diesem Pastor begegnet du ja doch nie wieder“, mit sich, daß erstaunlich viele sich rückhaltlos offen aussprechen. Mehr als einer befreit jetzt, daß er gut täte, ehe er Neues beginnt, Altes zu bereinigen. So greift mancher zu den angebotenen kirchlichen Schriften oder auch zur Bibel, und Gespräche an der Reling, ganz zwanglos begonnen, werden unversehens zur Beichte. Was da zutage kommt, schrieb keiner in den Fragenbogen.

Auch ältere Leute fahren mit. Sie wollen ihre Kinder besuchen und Enkel kennenlernen. Trotz aller Briefe und Fotos, die sie von ihnen erhielten, sind sie voll banger Ungewißheit und obendrein auch noch verwirrt durch das ungewohnte und fremdländische Leben an Bord. Das macht sie dankbar für jeden Zuspruch.

In den Zielhäfen hat der Schiffsparrer wenig Zeit für sich. Gewöhnlich hat man Adressen mitbekommen, um sich einmal nach Auswanderern umzusehen, die ihrer Familie seit langem nicht mehr geschrieben haben. Da kann es passieren, daß man auf schlimme Verhältnisse stößt. Auch auf Armut, wie man sie nicht vermutet hätte. Weit häufiger aber wird ein Schiffsparrer eingeladen von Familien, die er auf einer früheren Reise in ihre neue Heimat begleitet hat und die ihm nun zeigen wollen, wozu sie es gebracht haben. Doch trotz ihres erstaunlichen Wohlstandes ist meistens auch bei ihnen das Heimweh geblieben. Von Kanada aus kann man alle 2, 3 Jahre einmal nach Deutschland fliegen. Das ist fast für jeden erschwinglich. Aber für einen Australier ist eine Europareise ein Luxus. Wenn man dann Briefe von den kranken, alten Eltern bekommt, in denen sie um einen Besuch betteln, kommt manchem erst

richtig zum Bewußtsein, welch tiefen Einschnitt ins Leben Auswandern bedeutet.

Auf der Rückreise fordert dann eine Handvoll Rückwanderer, die voll Bitterkeit und Groll stecken und Gott und alle Welt für ihr Scheitern verantwortlich machen, dem Pfarrer oft mehr ab als die übrigen 1500 Passagiere.

So ist der Dienst des Schiffspfarrers jetzt im Grunde der gleiche wie auf der Ausreise: Gottesdienste wahrhaft ökumenischen Charakters, in denen neben der heimkehrenden Missionsschwester ein junger Abenteurer sitzt, der sein Glück schon in drei Erdteilen versucht hat, neben einem alten Oberst der englischen Armee eine farbige Studentin aus USA, neben dem strammen Lutheraner, einem Farmer, eine überzeugte Anhängerin der Christlichen Wissenschaft, Lehrer in der Ruhestand und passionierte Weltreisende.

Und Gespräche vom Morgen bis zum Abend. In der Bar, auf dem Rande des Schwimmbeckens, auf dem Achterdeck unter dem nächtlichen Kreuz des Südens. Englisch oder Deutsch, in holprigem Italienisch oder Französisch. „Mein Gott, was ist das für ein Job, den Sie da haben, Reverend!“ sagte eine muntere alte Dame zu mir. „Sie sind ja Pastor für alle Denominationen zugleich.“

Preise und Löhne im heutigen Litauen

Laut Aussage von Landsleuten, die Litauen vor kurzem besucht hatten, ist der Besuch Litauens nach wie vor in der Hauptsache nur im Wege des Gruppentourismus möglich. In der Regel dauert so eine Gruppenreise zehn Tage, davon drei Tage in Kaunas.

Das kulturelle Leben hat, nach derselben Aussage, große Fortschritte gemacht. Vor allem die Zahl der Studierenden unter der Jugend ist sehr hoch.

Auch die Versorgung der Bevölkerung mit Gütern des täglichen Bedarfs hat unzweifelhaft Fortschritte gemacht, es gibt schon fast in jedem Haushalt einen Kühlschrank. Dennoch sind auch Mangelerscheinungen nach wie vor nicht zu übersehen. Vor allem die chemische Industrie hinkt mit der Erzeugung von synthetischen Textilfasern erheblich nach. Erzeugnisse dieser Branche werden in der Regel an den „Hintertüren“ der Geschäfte gehandelt oder gehen auf dem Wege des Handels von Privatperson zu Privatperson aus einer Hand in die andere. In beiden Fällen erreicht der Preis die zehnfache Höhe des amtlich festgesetzten Preises.

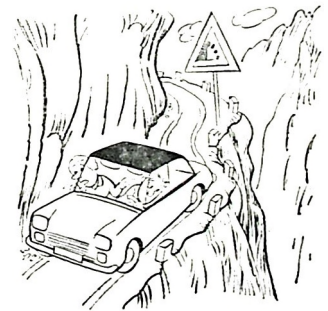
Die Mieten sind, sofern man das Glück hat, eine Wohnung zu bekommen, verhältnismäßig billig. Eine Neubauwohnung, bestehend aus einem Wohnzimmer, einem Schlafzimmer, einer Küche, Bad, Flur und Balkon, insgesamt 60 qm, kostet monatlich 3,95 Rubel. Die Miete wird aber nur für das Wohn- und Schlafzimmer berechnet, also etwa 38 qm. Die Gas-Fern-Zentralheizung kostet fast genau so viel, 3,60 Rubel. Ein Kühlschrank von 150 l Inhalt kostet 200 Rubel, eine kleine Waschmaschine mit Schleuder 80 Rubel, ein vierflämmiger Gasherd 70 Rubel.

Gemessen an Miete und Heizung sind die Telefongebühren nicht billig, 2,50 Ru-

bel monatlich; dafür sind aber alle Ortsgespräche gebührenfrei.

Das Schul- und Kindergartenwesen wird sehr gefördert und ist demgemäß gut entwickelt. Die Unterbringung der Kinder arbeitender Mütter bringt den Eltern kaum Probleme. In allen Schulen erhalten die Kinder ein Mittagessen für 30 Kopeken, ein Platz im Tageskindergarten mit drei Mahlzeiten täglich kostet 10,— Rubel monatlich.

Löhne und Gehälter sind, je nach Tätigkeit und Spezialität, so differenziert, daß die Ermittlung eines Durchschnittseinkommens nur schwer möglich ist. Unser Gewährreisender nannte uns das Einkommen eines jungen Ehepaars, das als Facharbeiter in einer Druckerei tätig ist, beide verdienen zusammen im Monat 240 Rubel.



„Paß lieber nach rechts auf, damit wir nicht den Lack zerkratzen!“

Es ist schon lange her

Ein heller, fröhlicher Sommermorgen. Die alte Kinderheimat der Mutter hat den Heimatlosen für die erste Zeit die Tür geöffnet, die Tür zu einem ärmlichen Dachstübchen im Obergeschoß des großen „Rittergutes“ (wie man dort sagte). Der vierjährige Stephan sitzt auf seiner Bettkante, die Beinchen baumeln. Ein weißes Strümpfchen hat er schon an, das zweite hält er selbstvergessen in der Hand und schaut nachdenklich drein. Alles hat sich so verändert, von Ort zu Ort ist die kleine Familie schon gezogen, kein Vater mehr dabei, nur noch zu Besuch kommt er zuweilen, doch wo die Mutter ist mit den Geschwistern, da ist zuhause. Durchs weit offene Fenster kommen mit der lauen Sommerluft der Geruch frischen Heus herauf und allerlei ländliche Laute: Muhens, Wiehern, Gackern, Schnattern und die Rufe der Landarbeiter vom Gutshofe unten. Ein Spatz sitzt auf dem Fensterbrett. Die Sonne lacht. Da sitzt unser kleiner Steffel auf seiner Bettkante und fragt: „Omu (das war die Großmutter), wozu bedeutet eigentlich die ganze Welt?“

Er hat weißblondes glattes Haar um sein schmales Gesichtchen, auch die Brauen und die Wimpern sind so überaus hell, ein großes, grades Näschen, mehlweiße Haut, eine zartgliedrige mager kleine Gestalt. Er redet sehr wenig, aber er registriert intensiv und verarbeitet mit offenbarem Genuß. Er stellt sich oft stundenlang auf an einer der Stalltüren des Rittergutes und beobachtet völlig versunken das aus und ein, das Füttern, Melken, Einbringen, das Schnaufen der angeketteten Bullen im Kuhstall, das Wimmeln und Hopsens ganz kleiner putziger Ferkelchen . . . und was nicht noch alles den ganzen lieben langen ländlichen Arbeitstag lang . . . den Klee, der vom Fuder rutscht, das Federvieh, das darin scharrt und pickt, das Schepfern der Kannen und Kübel, Hüh und Hott und Pferdeschnaufen und -stampfen, das Mistfahren, Taubenflug, Blöken, Grunzen, Sendengelänge . . . Wascheiber, die zu zweit die schweren Wäschekörbe über das weite Hofgeviert durch die hochgewölbte Toreinfahrt in den Bleichgarten tragen und hinter der Gärtnerei verschwinden . . . die Hühner, die sich im Schatten abgestellter Wagen und Maschinen zusammenhocken und in Staubkühlen baden. Es wird heißer mit den Stunden, die Sonne rückt hoch in den Mittag, schläfrig gurren die Tauben . . . da steht er immer noch drunten im Hofe, irgendwo, unbeachtet wie die Kätzchen, die sich lautlos herumrücken, in seinem verblichnen graukarierten Flanelldhemd und grauem Lederhöschen, unscheinbar, aufmerksam, unser lieber Blondkopf! — Und nun heute morgen die versonnene Frage: „Wozu bedeutet die ganze Welt?“

Und ein andermal, wahrlich tiefsinnig: „Wer versorgte das erste Baby?“ und ahnt nicht, daß er mit dieser Frage fortan zu uns allen gehört, mit der Erfahrung nämlich, daß sich Fragen in unseren Herzen erheben, auf die es für uns keine Antwort gibt. Und Großvater sagte dazu aus der Ewigkeit herüber, in die er früh abberufen wurde und dessen Haus und Garten und Kirche die Mutter nun noch

einmal betreten durfte mit der Wehmut und der Sehnsucht im Herzen, die allen Menschen eignet, die einmal im Paradiese leben durften . . . — ja, sie „hörte“ ganz deutlich seine Stimme über die Jahre herüberklingen: „Wir können nichts ergründen, wir können nur vertrauen.“

Denn „wozu die Welt bedeutet“, das weiß nur Gott allein. Th. J.



Gutshaus Staninnen bei Ponewesch, die Residenz der Grafen Keyserlingk

Camping-Zubehör „drüben“ sehr erwünscht

Auf der Insel Rügen erwarten 20 Bädergemeinden für diese Saison 540 000 Urlauber — in Heimen und Privatquartieren der Gewerkschaft, über das staatliche Reisebüro, in Betriebs- und Kinderferienlagern und vor allem auf den 19 Zeltplätzen. Fast zweimal mehr Urlauber werden an anderen Plätzen der mitteldeutschen Ostseeküste zwischen dem Fischland auf Darß und der Insel Usedom ihre Ferien erleben. Und immer größer wird die Zahl der Camping-Freunde. Wer eine Zelterlaubnis für die Sommerzeit an der Küste zu spät beantragt hat, muß auf die Plätze an den mecklenburgischen Binnenseen oder im Mittelgebirge ausweichen.

Camping entwickelt sich in der DDR zur beliebtesten Art, Familienurlaub zu gestalten. Denn für die 6,5 Millionen FDGB-Mitglieder stehen von Januar bis Dezember nur rund 1,1 Millionen Ferienplätze des Gewerkschafts-Reisedienstes zur Verfügung, das Reisebüro vermittelt im ganzen Jahr weniger als eine Viertel-million Pauschalreisen im Inland und kaum 150 000 ins östliche Ausland. Da in den FDGB-Heimen kaum Platz für Kinder ist, bleibt für den Familienurlaub in erster Linie das Zelt.

Auf dem Zeltplatz wird improvisiert wie im Westen vor einem Dutzend Jahren. Sehr begehrt ist Camping-Zubehör aus der Bundesrepublik. Von den Metall- oder Plastikklammern, die die Decke auf

dem Camping- wie dem Balkontisch halten, bis zu zuverlässigen Leichtmetall-Hängingen reicht der Bedarf. Camping-Lampen, praktisches Geschirr, Kunststoff-Trinkbecher oder eine Kühltasche — Freude kann man mit vielem bereiten. Gummimatratten sind drüben immer noch teuer und aus schwerem Material.

Am besten ist, man fragt brieflich nach den Wünschen. Denn auch hier ist es wie bei Gemüse, Textilien oder Haushaltsgeräten: was in der einen Stadt zu haben ist, kann schon im Nachbarort fehlen.

Camping-Freunde und FDGB-Urlauber haben in manchem die gleichen Bedürfnisse: Sie können ein gutes Sonnenschutzöl gebrauchen oder ein kurzärmeliges Freizeithemd aus Kunstfaser, sie freuen sich über ein paar leichte Sandalen, die Nichte über eine Sonnenbrille mit riesigen Gläsern, die Schwägerin über einen Sonnenhut mit breiter Krempe aus buntem Frottee. K. R.



Aus dem Leben der Landsmannschaft

Delegiertenversammlung 1970

Vom 18. bis 20. September 1970 findet im „Ostheim“ in Bad Pyrmont eine außerordentliche Bundesdelegiertenversammlung der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen im Bundesgebiet e. V. statt.

Im Programm der Delegiertenversammlung sind vorgesehen: Berichte des Vorstandes, der Prüfungskommission, der Gruppen, der Fachreferenten, Filmvorführungen, Dichterlesungen, ein Heimatabend und andere Darbietungen.

Anreise: Freitag abend, den 18. September 1970.

Schluß der Tagung: am Sonntagnachmittag.

Der Bundesvorstand



Wir gratulieren . . .

. . . Landsmann Johann Mosurat, früher Sudargai, jetzt in Diepholz, Moorvogtsweg 8, nachtraglich zum 86. Geburtstag am 17. Juni.

. . . Landsmann Heinrich Ammon, früher Buginis, Kr. Schaken, jetzt in Salzgitter-Immendorf, Frankfurter Straße 2, zum 83. Geburtstag am 6. Juli.

. . . Frau Anna Schneider, Berlin 30, Bülowstraße 37, zum 76. Geburtstag am 30. Juli. Es grüßt insbesondere die Gruppe Berlin.

. . . Landsmännin Maria Schmidt, früher Kauen, jetzt in Ortenburg (Niederbayern) zum 71. Geburtstag am 1. Juli. Herzliche Glückwünsche entbietet insbesondere die Gruppe Südbayern.

Jahreshauptversammlung in München

Der Einladung des Vorstandes der Bezirksgruppe Süd-Bayern zu einem Heimattreffen, verbunden mit der ordentlichen Jahreshauptversammlung in München, war nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Landsleuten gefolgt.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen begrüßte Bezirksvorsitzender Ewald Gerulat die zur ordentlichen Versammlung erschienenen Mitglieder. Sein besonderer Gruß galt einer Landsmännin aus der DDR und einem Landsmann aus Salzburg in Österreich.

Nach der Verlesung des Tätigkeits- und Kassenberichtes für die verflossenen zwei Jahre durch den Vorsitzenden, der Bescheinigung einer einwandfreien Kassenerführung durch die Kassenprüfer, wurde dem Vorstand einstimmig Entlastung erteilt. Nach Aussprache und auf Antrag wurden die langjährigen Vorstandsmitglieder einstimmig für weitere zwei Jahre in ihren Ämtern bestätigt.

Im weiteren Verlauf der Versammlung wurde bekanntgegeben, daß in der Heimattube unserer Patenstadt ein Gedenkbuch für unsere Gefallenen, Vermißten und in der Gefangenschaft verstorbenen Landsleute aufgelegt ist. Interessenten wurden gebeten, sich dieserhalb mit unserer Heimattube in Verbindung zu setzen. Bei dieser Mitteilung hatten sich die Anwesenden spontan von ihren Plätzen erhoben, um unseren Toten ein stilles Gedenken zu widmen.

Allgemeines Bedauern löste die Mitteilung aus, daß unsere „Heimatstimme“ in diesem Jahre ihr Erscheinen einstellen wird, da durch das Ableben der Angehörigen der älteren Generation die Zahl der Abonnenten auf ein nicht mehr lebensfähiges Maß gesunken ist. Dem langjährigen Schriftleiter, Landsmann Woldeimar Günther, sprach die Versammlung ihren Dank aus.

Anschließend las Kulturreferent Oswald Olechnowitsch aus seinen heimatlischen

Erinnerungen über „Joschke, der Musikant“ vor, was allgemeine Heiterkeit auslöste.

Heimattreffen in Braunfels an der Lahn

Am 7. Juni 1970 trafen sich die Mitglieder der Bezirksgruppe Wiesbaden am Hauptbahnhof Wiesbaden zur Fahrt nach Braunfels an der Lahn. Bei schönem Wetter setzte sich der Bus über Idstein, Usingen, Weilburg nach Braunfels in Bewegung. In Weilburg wurde die Fahrt unterbrochen, um das Schloß zu besichtigen.

Um 13 Uhr in Braunfels eingetroffen, wurden die Teilnehmer vom Vorsitzenden herzlich begrüßt. Anschließend folgte das gemeinsame Mittagessen. Um 15 Uhr besichtigten die teilnehmenden Landsleute das Schloß Braunfels und machten einen Rundgang durch den Luftkurort. Um 17 Uhr trafen sich die Ausflügler alle im Café „Schauinsland“ in Braunfels. Um 19 Uhr versammelten sie sich zur Rückfahrt nach Wiesbaden. In Wiesbaden um 21.30 Uhr eingetroffen, verabschiedeten sich die Teilnehmer bis zum nächsten schönen Treffen. B.

Gesangbuch gesucht

Wer ist bereit, sein Evangelisch-Lutharisches Gesangbuch für Litauen käuflich abzugeben? Zuschriften erbeten an: Frau Martha Kraut, 6000 Frankfurt/Main, Sondershausenstraße 87.

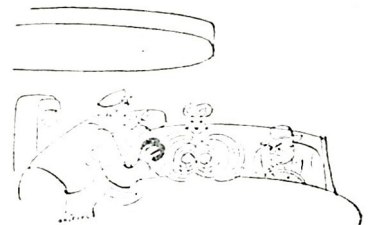
Suche für meinen Bruder, 34 Jahre alt, 176 cm groß, eine solide Landsmännin von 28 bis 33 Jahren zwecks späterer Heirat kennenzulernen. Zuschriften unter „470“ erbeten an die „Heimatstimme“, 3320 Salzgitter-Lebenstedt, Saldergraben Nr. 12.

Wir suchen

Raimond Andrekus, geb. 14. 10. 1906, und Ehefrau Ottilie, geb. Rauter, beide aus Kaunas.

Johann Wallat, geb. 1. 2. 1894, aus Taugoggen.

Nachricht oder Hinweise erbittet die Heimatortskartei für Litauendeutsche, 2224 Burg/Dithm., Buchholzer Straße 40.



An der Tankstelle

(Aus dem „Lachbuch für Kraftfahrer“ Umschau Verlag)

Weitere LAG-Verbesserungen

Flüchtlinge aus der DDR und Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten sollen durch die 23. Lastenausgleichs-Novelle, die zur Zeit im Bundesrat behandelt wird und Anfang 1971 in Kraft treten soll, künftig weitgehend gleichgestellt werden.

Bundesinnenminister Genscher (FDP), zu dessen Ressort das frühere Vertriebenenministerium gehört, hob in einer Presseerklärung hervor, daß die bisherige Einkommens- und Vermögensgrenze für Entschädigungsleistungen entfallen wird. Damit werde auch die Entschädigung für Flüchtlinge aus der DDR und sonstige Personen, die Vermögensschäden in der DDR erlitten hätten, frei von „nivellierenden Tendenzen“. Außerdem werde künftig das in der Bundesrepublik erworbene Vermögen der Flüchtlinge auf die Hauptentschädigung nicht mehr angerechnet.

Wie Genscher weiter ausführte, wird der bisher sehr eng gehaltene „Wegnahme“-Begriff durch einen sehr viel weitergehenden ersetzt. Hierher gehörten dann auch Fälle, in denen über Sperrkonten nicht verfügt werden kann oder in denen ein staatlicher Beauftragter als Treuhänder eingesetzt worden ist.

Antragsberechtigt sind nach Genschers Worten nicht nur die Geschädigten, die ihren Wohnsitz im Bereich der DDR oder in Ost-Berlin hatten, sondern alle Personen, die im Bereich der DDR und Ost-Berlin Kriegssachschäden, Reparationschäden sowie „politische Wegnahme-schäden“ einschließlich der Verfolgungsschäden in der Nazizeit erlitten haben. So sei zum Beispiel eine Person, die immer in West-Berlin ihren Wohnsitz hatte, antragsberechtigt, wenn ein in Ost-Berlin oder in der DDR gelegener Vermögenswert geschädigt wurde.

Der Bundesinnenminister kündigte an, daß in seinem Ministerium eine erste Novelle zum Flüchtlingshilfegesetz vorberei-

tet wird, nach der die Einkommensgrenzen bei der Gewährung der Einrichtungs-hilfen um 50 Prozent heraufgesetzt werden sollen.

Heirat ist kein Pferdekauf

Ein geschiedener Mann ist verpflichtet, im Interesse der unterhaltsberechtigten Frau und der Kinder eine höher bezahlte Stellung anzunehmen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet. Dies entschied das Kammergericht Berlin gegen einen Bauarbeiter, der vor Gericht gepöhlte hatte, er könne eine besser bezahlte Stellung bekommen, wolle darauf aber verzichten, weil er dann Frau und Kindern einen höheren Unterhalt zahlen müsse. Das Gericht verurteilte ihn daraufhin zu einer Unterhaltszahlung, die dem angegebenen möglichen höheren Lohn entsprach. (KG Berlin — 10 W 7582/69)

Kein Versicherungsschutz nach Alkoholgefluß

Der Zweite Senat des Bundessozialgerichts in Kassel hat jetzt grundsätzlich entschieden, daß für Verkehrsunfälle, die auf Alkoholeinwirkung zurückzuführen sind, ohne Rücksicht auf den Prozentsatz des Blutalkoholgehalts der gesetzliche Unfallversicherungsschutz entfällt.

Diese Feststellung traf das Bundessozialgericht im Prozeß der Hinterbliebenen eines Betriebsleiters aus Oldenburg, der bei einer Betriebsfeier einige Biere und mehrere Schnäpse getrunken hatte. Als der Mann später in der Nacht mit dem Auto nach Hause fahren wollte, geriet er auf die linke Straßenseite und prallte dort gegen einen Baum. An den dabei erlittenen schweren Verletzungen ist er gestorben.

Die Blutprobe ergab einen Blutalkoholgehalt von 1,44 Promille. Nach Meinung

des Bundessozialgerichts kann jedoch dahingestellt bleiben, ob die Grenze für die alkoholbedingte Fahruntüchtigkeit bei 1,2 oder 1,5 Promille gezogen werden soll. Der Verkehrsunfall des Betriebsleiters sei zutreffenderweise auf den vorausgegangenen Alkoholgefluß zurückzuführen. Infolgedessen habe die Unfallversicherung zu Recht den Versicherungsschutz abgelehnt und den Hinterbliebenen die Rente verweigert. (Aktenzeichen Bundessozialgericht 2 RU 13 66).

Was jeder Mieter wissen sollte

Unter dem Titel „Welche Rechte hat der Mieter — was jeder Mieter wissen sollte“ hat der Deutsche Mieterbund jetzt eine Broschüre herausgebracht.

Das Heft zählt die Rechte und die Pflichten des Mieters auf und enthält auch die Rechtsprechung zur Sozialklausel, die das Widerspruchsrecht des Mieters gegen Kündigungen regelt. Nach Ansicht des Mieterbundes kann das Studium des Heftes wesentlich dazu beitragen, daß der Mieter Geld spart.

Am 22. Mai 1970 verstarb ganz unerwartet, kurz vor seinem 80. Geburtstag, im Zürcher Krankenhaus Käferberg unser lieber Freund und Mitarbeiter der litauischen Landsmannschaft

Prof. Dr. Constantin von Regel

der langjährige Inhaber des Lehrstuhles der Botanik an der Landesuniversität in Kaunas und Schöpfer des dortigen „Botanischen Gartens“.

Im Namen
des tiefbetroffenen Freundeskreises
Johannes Strauch

Großvater werden ist nicht schwer . . .

Für Rentner, die sich in der Illusion wiegen, Renten seien unpfändbar, hält ein Amtsgericht in Hamm eine böse Überraschung bereit. Ein Rentner muß für seine Tochter und für seine fünf Enkelkinder Unterhalt zahlen. Und das nur, weil sein Schwiegersohn sich seit Jahren vor der Arbeit drückt.

Das Amtsgericht Hamm entschied: Die 350-Mark-Rente des Großvaters reicht aus, um einen Unterhaltszuschuß von 40 D-Mark monatlich zu leisten.

Außerdem wurde der Rentner Georg L. (60) aus Hamm verurteilt, dem Sozialamt der Stadt rund 1000 DM Unterhaltsgeld zurückzuzahlen.

Sein Schwiegersohn, der Gelegenheitsarbeiter Bruno R. (34), hatte es immer wieder verstanden, geregelter Arbeit aus

dem Wege zu gehen. Oder er zog mit Schaustellern durch das Land. Dann war sein Aufenthaltsort unbekannt.

Weil der Großvater die Familie seines Schwiegersohnes nicht ernähren konnte, half das Sozialamt finanziell aus. Jetzt klagte die Stadt das Geld vom Großvater ein.

Nach dem Bundessozialhilfegesetz haftet ein Großvater aushilfsweise, wenn der Unterhaltspflichtige nicht dazu in der Lage ist.

Ich will euch tragen bis ins hohe Alter.
Jes. 46, 4

Am 23. April 1970 entschlief plötzlich im hohen Alter von 83 Jahren unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Urgroßmutter

Emilie Glanert geb. Witt

In stiller Trauer

Emil Glanert und Frau, geb. Gelitzke
Adèle Eggert, geb. Glanert
und Familie (Kanada, Edmonton)
Meta Kühlmann, geb. Glanert
und Familie
sowie alle Anverwandten

Die Beisetzung fand am 27. April 1970 in Korschenbroich auf dem Waldfriedhof statt.

Früher Kaupischken,
Kreis Wilkowschken